

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 82.

Dienstag, 9. April.

1929.

(A. Fortsetzung.)

Der Moro-Konzern.

Roman von H. Weirauch.

(Nachdruck verboten.)

Franz ließ die Pferde ausgreifen und parierte bald darauf vor den Gebäuden der Grube. Aus dem Maschinenhause trat eben der Obersteiger Menge. Dem erzählte er das Erlebte, und Menge wurde ernst. Oft lagerten dort unten am Plansee Zigeuner. Ein Überfall war nicht unmöglich. Schnell rief er zwei Bergleute heran; er selbst holte seinen Revolver. Zu dreien stiegen sie auf den Wagen, und im Trab ging es den Weg hinab nach der Straße. Die Grubenlampen flackerten und zischten. Steiler wurde der Weg; Franz ließ die Pferde in Schritt fallen. Der Wald begann. Die Lampen, zu beiden Seiten hinausgehalten, beleuchteten den Weg und seitlich die Gräben.

„Da!“ brach einer der Leute das Schweigen, und alle sahen einen Körper liegen. Kopf und Rumpf verschwanden im Gras und Gräben, die Beine lagen oben.

Franz hielt kurz an; herunter stiegen die Männer. Sie griffen hinab und zogen den Körper heraus auf die Straße. Der fahle Schein der Lampen fiel auf ein blutbefudeltes Gesicht.

„Der Graf!“ — „Tot!“ Kein Arzt war nötig, das festzustellen.

Franz trat heran; ein Bergmann hielt ihm die Pferde. Er sah unter das Haupt seines Herrn, es höher zu legen, und griff in Klebriges Blut. Sie wendeten ihm den Kopf und sahen eine Wunde, verkleistert von blutigen Haaren. Ein Mord? Die Männer konnten es nicht entscheiden; doch sie fürchteten es, ahnten es.

Franz wollte die Leiche auf den Wagen heben. Der Obersteiger widersprach.

„Wenn es ein Mord ist, muß der Körper liegen bleiben. Die Polizei muß man holen.“

Und die beiden Bergleute fuhren hinauf zur Grube, um nach Arzt und Polizei zu telefonieren. Franz blieb bei seinem Herrn. Menge hatte Mühe, ihn zu beruhigen.

Nach Verlauf einer halben Stunde sah man oben an der Straße die Scheinwerfer eines Autos aufblitzen. Rasch kam es näher und hielt wenige Schritte vor der Gruppe. Drei Herren stiegen aus und traten heran, während zwei Gendarmen abseits stehenblieben.

Halblautes Fragen und Antworten, Erklären, Deuten mit der Hand. Der Arzt, der neben dem Körper kniete, sagte:

„Tot. Schwere Wunde am Hinterkopf; ein Schlag oder ein Schuß. Vom bloßen Fall kann das nicht sein.“ Und er untersuchte weiter; elektrische Birnen leuchteten dazu. „Ein Schuß“, sagte er bald darauf bestimmt, „aus allernächster Nähe. Er muß gleich tot gewesen sein.“

Gegen Morgen langte Franz mit dem leeren Wagen auf Schloß Schonburg an. Die Kunde von dem Vorgefallenen brachte Schrecken und Trauer in alle Herzen. Scheu standen in Gruppen Dienerschaft und Personal auf Gängen und Treppen umher. Im Erdgeschoß tagte die Mordkommission.

Sie erfuhr nur wenig zur Sache. Kein Mensch wußte, wer als Mörder in Frage kommen konnte. So wußte sich feststellen ließ, war der Graf allgemein beliebt gewesen. Mit seinem Bruder Konstantin stand er gut.

Bis zum Morgen vor des Grafen Tod war er auf Schloß Schonburg gewesen. Zahlreiche Gäste aus der Umgebung und von Berlin hatten in den letzten Tagen zur Jagd hier gewohnt, doch irgendwelche auffallende Persönlichkeit hatte niemand gesehen.

Dass ein Mord vorlag, schien sicher. Der tödliche Schuß war, wie die nähere Untersuchung ergab, aus unmittelbarer Nähe abgefeuert worden. Die Haare sowie die Haut am Einschuß waren versengt. Nach diesen Anzeichen und der Richtung des Schußkanals war die einzige Erklärung die, daß der Mörder auf den im Grunde am Plansee langsam fahrenden Wagen von hinten aufgesprungen war. Den Revolver unmittelbar an den Kopf des im Halbschlaf sitzenden Grafen ansetzend, mußte er dann den tödlichen Schuß abgegeben haben.

Dies erschien um so leichter möglich, als die unter den Tannen herrschende Dunkelheit es dem Mörder erlaubte, unbemerkt an den Wagen heranzukommen. Indem er einen Fuß auf die Hinterachse setzte und sich an der Rückenlehne hochzog, befand er sich unmittelbar hinter seinem Opfer. Nach der Tat konnte er leicht in dem dichten Walde untertauchen und, ohne aufzufallen, eine der nahen Hauptlinien nach Berlin erreichen.

Die sofort herangeschickten Polizeihunde hatten anfänglich zwar eine Spur aufgenommen, diese aber bald wieder verloren. Durch den in der Nacht niedergegangenen Regen waren alle Fährten verwischt. Auch Fußabdrücke waren nicht mehr zu erkennen.

Trotz vieler Bemühungen und eingehender Verhöre, denen das Personal des Schlosses, die Jagdgäste des Grafen und nicht zuletzt dessen Bruder und alleiniger Erbe Konstantin unterzogen wurden, stand die Behörde vor einem Rätsel. Eine hohe Belohnung wurde auf die Ergreifung des Mörders ausgesetzt.

Der D-Zug nach Danzig fuhr in die Halle am Zoo ein. Viele Reisende standen wartend auf dem Bahnsteig. Unter ihnen der Norweger Kuppen mit seinen beiden Begleitern, Moro und Kraak. Dieser machte trotz seiner guten Kleidung beinahe den Eindruck eines bezahlten Gesellschafters, so bemühte er sich um seinen Chef, den hochgewachsenen Finanzier, der, in weitem Reisemantel, die Havanna im Munde, beim Zeitungsverkäufer Lesestoff aussuchte. Kraak bezahlte. Kaum hatten die Reisenden die Wagen bestiegen, da setzte sich die Riesenmaschine auch schon wieder in Bewegung und rollte aus der Halle hinaus, dem Bahnhof Friedrichstraße zu. Die drei Herren richteten sich inzwischen in ihren Schlafcouchés ein.

Kuppen hatte ein Abteil für sich. Moro und sein Faktotum ein anderes gemeinsam.

Der Schlafwagenbedienstete hatte seine Kontrolltätigkeit unterbrochen, um den drei Herren, die sich in Kuppens Abteil zusammengefunden hatten, einige Flaschen Rotwein zu bringen. Kraak übernahm dienstlich das Einschenken.

Dieser kleine, lebhafteste Herr war der erste Geschäftsführer und die rechte Hand Moros, der ihn für jede Tätigkeit in Anspruch nahm. Und Kraak war auch der Mann, der sich nicht nur für jede Tätigkeit eignete,

sondern auch gebrauchen ließ. Unter Mittelgröße, mager und schwächlich, hatte er, trotz äußerer Eleganz und sicheren Auftretens, etwas Dauernd-Unterwürfiges in seinem Wesen, wie es Leuten eigen ist, die dem Gelderwerb alles, auch den eigenen Stolz zu opfern bereit sind.

In der Tat hatte er von allen Transaktionen seines Chefs als Erster und oft als Einziger Kenntnis, und er wußte dieses Vorrecht in skrupelloser Weise zu seinem Vorteil auszunutzen. Moro seinerseits aber war ein viel zu gerissener Geschäftsmann, um den Kleinen nicht zu durchschauen. Aber er vertrat den richtigen kaufmännischen Standpunkt, daß, wer nützlich ist, auch verdienen soll. Und Kraak war nützlich, das mußte ihm der Reid lassen. Seine unsteten Augen waren überall, und wo eine Gelegenheit sich bot, wußte er sie beim Schopf zu nehmen. So hatte er seinem Chef schon manche günstige Konjunktur gezeigt und ihm auf diese Weise nutzbringende Geschäfte ermöglicht. Alle Fäden aber liefen über den kleinen Kraak, und bei jedem Geschäft blieb in seinen krallenartigen Händen ein schönes Stück Geld hängen.

Wegen seiner Rücksichtslosigkeit war er ebenso gefürchtet, wie wegen seiner nahen Beziehung zu dem Gründer und Chef des Moro-Konzerns. Erst kürzlich hatte er den Leiter eines Provinzwerts zu Fall gebracht, weil dieser beim Ankauf eines Waldes für Grubenholz eine Provision genommen hatte. Kraak hatte davon Wind bekommen; er hatte überall seine Spione. Wie konnte der Mann bei einem Geschäft, das er für den Konzern tätigte, eine Provision nehmen?! Auf Kraak's Betreiben wurde ihm gekündigt. Daß der um seine Stellung gebrachte Beamte in Erfahrung bringen konnte, daß Kraak selber die Provision eingestekt hatte, kümmerte diesen nicht. Hätte selbst Moro davon Kenntnis bekommen, so wäre das für Kraak noch kein Grund gewesen, um seine Stellung zu bangen. Zuviel wußte der Kleine. In zu bedeutenden Dingen hatte er die Finger stecken, als daß ihn der stolze Chef hätte fallen lassen können.

Binnen kurzem war das Abteil, in dem die drei Herren saßen, in Tabakwolken gehüllt, und die Stimmung war in Anbetracht des vorher eingenommenen Soupers und des guten Rotweins, der jetzt noch dazu kam, ausgelassen. Unter Lachen und Scherzen wurden die Details der in den Zoppoter Spielsälen auszu tragenden Wette an Hand der Kraak'schen Notizen besprochen. Hundertundzwanzigtausend Mark hatte der Reeder mitgenommen, den Erlös aus dem Verkauf seiner „Frisla“.

„Betriebskapital muß man haben, das ist die Hauptsache!“ sagte er, und nur nach langem Zureden seitens der beiden verstand er sich dazu, als Höchstgrenze für die im Spiel zu riskierenden Beträge zwanzigtausend Mark anzuerkennen. Zu dieser Summe wurden fünftausend für laufende Ausgaben hinzugefügt.

Den Rest von fünfundneunzigtausend Mark übergab er Moro zur Verwahrung. Mit komischer Feierlichkeit legte er das Notenpaket in die Hände seines Freundes.

„Nun bin ich gegen jede Versuchung gefeit“, meinte er.

„Du wirst es mir später danken“, lachte Moro, ihm auf die Schulter klopfend, „wenn die Bank deine zwanzigtausend Mark erst geschluckt hat, trotz des famosen Systems.“

„Ich bin überzeugt, daß ich gewinnen werde“, widersprach der Reeder treuherzig, „aber immerhin, du meinst es gut mit mir. Also nimm den Schatz in Verwahrung.“

Moro, in Geldsachen genau, ließ die Scheine von Kraak nachzählen und schickte sich an, eine Quittung auszustellen. Das aber verbat sich der Reeder aufs entschiedenste. Und Moro bestand nicht darauf. Dann wurden noch andere Punkte vereinbart: so sollten als Mindestspielzeit an einem Tage drei Stunden gelten. Im Falle des Gewinnens durfte diese Grenze nach oben oder unten um je eine halbe Stunde überschritten beziehungsweise abgeändert werden. Befand sich Russen

im Verlust, so mußte er die drei Stunden voll spielen um alle Möglichkeiten für einen Gewinn auszunutzen.

„Die Direktion behält sich Änderungen des Programms vor“, lachte Moro. „Es kann doch auch sein, daß du deine Verlustgrenze schon nach einer halben Stunde erreicht hast.“

„Das ist bei diesem System ausgeschlossen“, erwiderte sich der Reeder und begann, seine kühne Behauptung zu beweisen; doch die anderen protestierten energisch.

„Wir werden sehen“, sagte Moro, „Theorie und Praxis sind sehr oft verschieden. Laßt uns lieber schlafen gehen.“

Man trennte sich und begab sich zur Ruhe.

Ein herrlicher Morgen lag über der Gegend, als die drei, von dem Bediensteten gewacht, den ersten Blick aus dem Fenster ins Freie taten. In Danzig angekommen, nahmen sie das Frühstück im „Danziger Hof“ ein, wo Kraak telegraphisch Zimmer bestellt hatte.

Man verzichtete darauf, in Zoppot selbst Wohnung zu nehmen, da man sich von der wiederholten Fahrt durch das abwechslungsreiche Küstenland nach dem Kurort besonderen Genuß versprach. Für den Nachmittag war der erste Besuch der Spielsäle in Aussicht genommen.

Es war sechs Uhr abends, als die drei Herren das Spielkassino betraten. Im großen Saal ließen bereits sechs gut besetzte Rouletts. Eintönig klang immer wieder die Aufforderung der Croupiers: „Bitte, das Spiel zu machen!“, das leise Surren der Kugeln, das mahnende „Ist das Spiel gemacht?“, und das lauter gesprochene „Nichts geht mehr!“, das weiteres Sehen verbot, und über dem Ganzen ein unaufhörliches, gedämpftes Murmeln und Rausen der Spieler, ein Zwischenruf dann und wann und seltener eine heftige Stimme, ein kurzer Zank, der aber bald wieder erbbte. Eine eigenartige Spannung lag in der Atmosphäre, die jeden Besucher unwillkürlich in ihren Bann zog.

Wer hier große Toiletten und auffallende Eleganz vermutet hätte, wäre enttäuscht gewesen. Nicht gespielt wurde hier, sondern gearbeitet, das war der Eindruck, der sich aufdrängte, und zwar nicht nur nach der Kleidung, sondern auch nach den Mienen, dem Gebaren der meisten Spieler.

Die drei Herren blieben beobachtend stehen, und was man hier sah, war auch in der Tat sehenswert. Dann gingen sie weiter, in den nächsten kleineren Saal.

Hier wurde soeben ein neuer Roulettisch in Betrieb gesetzt. Der Andrang war also bereits um diese Stunde so groß, daß sechs Tische nicht mehr ausreichten. Einer der Croupiers hatte die ganze Lage, das heißt, das von der Bank für einen Tisch als Betriebskapital gelieferte Geld, in Form von Chips auf das grüne Tuch aufgereiht und war eben dabei, den Betrag nachzuzählen. Der Saalchef und ein von der Stadt als Aufsichtsperson verpflichteter Bürger standen dabei und überwachten mit Argusaugen den wichtigen Vorgang. Bei den großen Summen kann ein Stratum vorkommen. Endlich war der Croupier mit seiner Rechnung fertig. Er meldete dem Saalchef die Summe. „Stimmt!“ bestätigte dieser, und der Herr von der Kasse, der das Geld überbracht hatte, entfernte sich mit der Quittung. Dann gab der Saalchef das Zeichen zum Spielbeginn, und auf die Aufforderung des Croupiers begannen die Spieler zu setzen. Lange vor diesem feierlichen Moment waren schon zahlreiche Damen und Herren an diesem Tische gewesen und hatten Plätze belegt. Es bringt Glück, bei „Aufmachen“ eines neuen Spieltisches zu setzen. So glauben viele Spieler.

Noch andere Säle waren da, in denen Rouletts standen. Je nach Bedarf wurden sie früher oder später in Betrieb gesetzt.

In den sich anschließenden Bakarat-Sälen wurde noch nicht gespielt. Sie wurden erst später eröffnet, schlossen dafür aber nicht eher als in den späten Vormittagsstunden des folgenden Tages. Das Roulette-spiel dagegen war meist um Mitternacht beendet.

(Fortsetzung folgt.)

Storchengeschichten.

Von Annie Francis-Harrar.

Störche gehören zu den klügsten Vögeln, die es gibt. Unzählige Geschichten über ihre Klugheit gehen um, die nicht minder groß ist als ihre Familienliebe. Um den guten Gebrauch, den sie von ihrem Verstand zu machen wissen, zu zeigen, möchte ich die Geschichte des Radwanger Störches erzählen, die sich vor mehreren Jahren ereignete.

Radwang ist ein Dorf nahe bei Dinkelsbühl in Franken und besitzt eine sogenannte Walkmühle, zu der auch ein mittelgroßer Fabrikamin gehört. In Franken sind Störche noch ziemlich häufig, da sie von der Bevölkerung allgemein beschützt werden, und so baute sich denn auch auf diesem Kamin, der neben einem mächtigen Weiser steht, ein Storch an. Dem Besitzer war dies unlieb, da er fürchtete, die Rauchführung möchte leiden. Da er auf andere Weise dem Nest nicht gut bekommen konnte, ließ er den Kessel mehrere Tage lang tüchtig heizen in der Hoffnung, dem ungebeten Mieter würde der Qualm zu groß werden, so daß er sich ein anderes Quartier suchen würde. Der Storch fühlte sich durch die unter seinem Haus hervordringenden schwarzen Rauchwolken auch sichtlich belästigt, schaffte sich aber bald Abhilfe, und zwar von einer Art, an die niemand gedacht hatte. Er flog nämlich an den Teich, brachte mit seinem Schnabel reichlich Schlamm und Lehm herbei und — mauerte ganz einfach die Öffnung des Kamins fest zu, nicht anders als ein Ofenseker, der die Fugen glatt verstreicht. Der Rauch hörte auf, die Störche blieben Sieger. Der Besitzer der Mühle mußte sich wohl oder übel fügen und wurde von den lieben Nebenmenschen nicht wenig ausgelacht.

Man wird zugeben, daß man einem Geschöpf, das mit solcher Überlegenheit seine Angelegenheiten zu ordnen versteht, auch in allem übrigen eine ziemliche Dosis vernünftiger Handlungsweise zutrauen darf, sogar muß. Darum mühen die vielen Geschichten, die von Storchenehen und den mancherlei Klippen, an denen sie zuweilen scheitern, erzählt werden, keineswegs so unglaublich und übertrieben an, wie jene Menschen es gerne darstellen möchten, die sich nie ernsthaft mit anderen Lebewesen beschäftigt haben oder an diese Beschäftigung nur mit der Überzeugung der absoluten, himmelshohen Überlegenheit des Menschen herangingen. Bei dem ernsthaften Charakter und Wesen, das der Storch bei vielen Gelegenheiten zeigt, fallen eben auch alle seine Gefühlswegungen leicht tragisch aus.

So ist die Handlungsweise eines Storchweibchens zu bewerten, die der unsterbliche alte Brahma vom Schloß Rempen berichtet. Es war der ausgesprochene Fall einer Eheirung, nur daß sich die Untreue des Gatten nicht in geheimen, sondern in vollster Öffentlichkeit vollzog, angestiftet von einer noch ledig herumstreichenden Storchdame, die sich erst einfand, als die Gattin bereits brütete. Die Sache ging so weit, daß der Mann mit der Abenteuerin davonslog und sich um alles übrige nicht mehr kümmerte. Da beging die verlassene Störchin eine Verzweiflungstat. Sie warf die schon angebrüteten Eier aus dem Nest und füllte dieses ganz mit Ruten aus, wodurch es unbewohnbar wurde. Traurig irrte sie noch einige Tage in der Nähe umher und war dann plötzlich nicht mehr zu sehen. Die beobachtenden Menschen konnten nur vermuten, daß ein Pärchen, das erst Ende August wieder erschien, der einstige Gatte mit seiner neuen Frau sei. Sie brachten mit viel Mühe das Nest wieder in einen wohlfühnlichen Zustand, brüteten aber nicht mehr, wenigstens nicht in diesem Jahr.

Sonst scheint, etwa so wie bei uns noch im 18. Jahrhundert, auch unter den Störchen ein ausgesprochenes Männerrecht zu herrschen. Ehebrecherische Frauen werden unter diesen Vögeln mit dem Tode bestraft, während man gar nichts davon hört, daß dieses Urteil auch an Männern vollstreckt wird. Ich will nur einen dieser Berichte hierher setzen, der aus Griechenland und dem Jahr 1882 stammt.

Es ist der kleine, oder doch zumindest damals kleine Hafenort Styllida bei Lamia, wo der die Geschichte erzählende deutsche Generalarzt Dr. D., vor dem Kaffeehaus sitzend, eine ganze Versammlung von Störchen beobachtete, die unaufhörlich über der Stadt kreiften. Das Merkwürdige war, daß sie sich immer wieder an einem Punkt zusammenfanden und dann von neuem auseinander flogen, anscheinend ganz beschäftigt von einer Angelegenheit, die ihre Aufmerksamkeit völlig in Anspruch nahm. Dabei klapperten sie laut und schrien aufs höchste erregt zu sein. Die zahlreichen Storchnester rundum waren alle leer. Nur in einem einzigen sah trübselig mit gesenktem Kopf ein Weibchen, als sei es aus der Gesellschaft ausgestoßen. Dr. D., der einen solchen Storchenaufbruch noch nicht miterlebt hatte, fragte interessiert einen seiner Nachbarn, was das ungewöhnliche Betragen des Schwarmes wohl zu bedeuten haben möge. Man gab ihm zur Antwort, das Ganze sei ein Ehegericht. Dergleichen

käme häufig vor. Er möge nur abwarten und zusehen. Es gelte ganz sicher dem verlassenen, einzelnen Weibchen im Nest. Das Kreisen, sich Begegnen und Bogenfliegen der Versammlung dauerte noch eine Weile an. Dann trafen sie sich alle unter rauschendem Geklapper bei der Allseitsenden, und ein paar Minuten später lag die Störchin blutüberströmt, zersaust unten auf der Straße und starb gleich darauf zuckend vor den Füßen der Menschen. Nun löste sich das Gericht auf. In einzelnen Schwärmen, so wie sie angekommen waren, zogen die großen schwarz-weißen Flieger ab, und bald war nichts Besonderes mehr zu sehen. Dreimal in fünf Jahren erlebte der Beobachter ein solches Storchengericht, und jedesmal endete es mit dem Tode der angeklagten und als schuldig befundenen Störchin.

Ganz übereinstimmende Berichte von derartigen Vorgängen bei unserem sonst so gern geliebten Dachgenossen gibt es sowohl aus Ägypten, dem Winterzufluchtsort unserer Störche, als auch aus Deutschland. Aus dem 16. Jahrhundert berichtet uns eine sehr genaue Aufzeichnung eines Bittenderberger Professors der Rechte, daß sich auf einer Wiese an hundert Störche zusammengefunden hatten, zwei Stunden lang klapperten und berieten und endlich auf einen in ihrer Mitte befindlichen sich stürzten, wobei jeder Storch ihm einen Stich mit dem Schnabel versetzte, bis der Angegriffene tot zu Boden sank.

Straße in Schanghai.

Von Karl Bindow.

Kantling Road oder, wie der Chinese sie nennt Malu (Pferdestraße), ist die belebteste Straße Schanghai's. Ein fortwährendes Gewimmel von Menschen, Mithras, Wagen, Autos und Trambahnen. Ein unbeschreibliches Durcheinander. Kaleidoskopisch fließen die Gewandfarben vieler Länder durcheinander, verschwimmen die Stimmen verschiedener Nationen zum Getöse. Hier ist ewiger Wechsel der Eindrücke.

Plötzlich stößt mitten hinein in diesen alltäglichen Lärm durchdringendes, allüberlötendes Trompetengeschmetter. Einen Augenblick horcht alles auf. Das Gedränge, das Durcheinander der Fahrzeuge wird, wenn möglich, noch schlimmer. Ballt sich zum unentwirrbaren Knäuel. Von der Richtung her, wo die Native City, das eigentliche Schanghai der Eingeborenen liegt, quillt es aus einer Seitenstraße bunt hervor. Langsam, aber unaufhaltsam schiebt und wälzt sich grellfarbiges Gewimmel in das schon fast unentwirrbare Gewühl, leilt sich hinein in die Menschenmassen, spaltet den zähflüssigen Verkehrsstrom der Hauptstraße. Acht grotesk uniformierte Chinesen mühen sich mit europäischen Blechinstrumenten ab. Zwei riesige Trommeln begleiten. Eine Pause von wahrhaft gigantischen Ausmaßen tracht regelmäßig alle viertel Minute in den schon höllischen Lärm hinein. Und die Melodie? Irgend ein ganz alter europäischer, längst vergessener Schlager. Riesige handgestrichelte Banner überflattern von hohen Bambusstangen herab das Gewoge. Kulis, angetan mit prächtigen, mit bunten Seidenstidereien überladenen Festgewändern, tragen dieselben zur Schau; nackte Füße und ausgefranzte Hosen von verwachsenem Indigoblau lassen allerdings mit ernüchternder Deutlichkeit die für den Tag gemieteten Träger dieser antiken Prunkstücke erkennen. Unwillkürlich denkt man an einen Hochzeitszug, merkt aber nur zu bald, daß man glänzend vorbeigeraten hat, denn, von fünfzehn bis zwanzig Kulis getragen, schwankt, prächtig decoriert, ein — Sarg vorbei. „Ho-he“, „Ho-he“, kommt es abgerissen und leuchtend aus den schwer arbeitenden Lungen der Träger, denn ein chinesischer Sarg, die Bohlen bis zu 4 Zoll Dicke, ist eine gewichtige Angelegenheit. Ein Duzend Klageweiber, durch gespannte Leinwandlaken den Blicken der Neugierigen entzückt, folgt heulend. Dem Sarge voran eine Sänfte mit dem lebensgroßen Brustbild des Verstorbenen.

Lärmend in Ton und Farbe, bohrt sich der Zug quer durch das Verkehrsgewirr der Kantling Road und verschwindet schreiend, dröhnend und heulend wieder in einer Nebenstraße.

Scherz und Spott

Späte Erkenntnis. Der Herr Studentrat hat eine seiner Primanerinnen als Gattin heimgeführt und diese hat sich als arge Xanthippe entpuppt. Es ist wieder einmal recht stürmisch hergegangen, und die streitbare Ehehälfte hat ihm ein Buch an den Kopf geworfen. Da seufzte er tief auf und murmelte: „Und dir hab' ich im Betragen immer „Sehr gut“ gegeben!“



Die geistige Hausfrau.

Von Ida Troll.

Probleme, die jede Frau angehen. — Die Hausfrau als Lehrerin ihrer Kinder. — Die Vertiefung des Lebens durch geistige Arbeit.

Das bedeutsame Problem der geistig sich fortentwickelnden Hausfrau wurde vor kurzer Zeit in der „Sozialen Frauenschule“ behandelt. Es ist ein sehr zeitgemäßes Thema, das heute mehr denn je die Hausfrau interessiert, die nicht nur ihre Mutter- und Frauenpflichten in ihrem Heim zu erfüllen hat, sondern in vielen Fällen sich auch gedrungen fühlt, an der geistigen Ausbildung ihrer Kinder Anteil zu nehmen. Kommt es doch sogar vor, daß manche Mütter durch die Hilfe, die sie ihren Kindern bei der häuslichen Schularbeit zuteil werden lassen, sich im Laufe der Jahre ein umfangreiches Gynasialwissen aneignen, um stets in der Lage zu sein, die Arbeiten zu beaufsichtigen. Nun ist dies nur ein sehr geringer Weg zu einer geistigen Tätigkeit zu gelangen und nicht alle Hausfrauen sind in der Lage, auf diese Weise ihren Wissensschatz zu vermehren. Trotzdem aber hat wohl jede Frau das Bedürfnis, neben der Erledigung ihrer Hausfrauen- und Mutterpflichten ihrem Leben auch noch durch Fortbildung des Geistes einen neuen Inhalt zu geben und dadurch den Wert ihrer Persönlichkeit in erster Reihe für sich, aber auch für ihre Familie zu erhöhen. Die wissenschaftlichen Hochschulkurse, die in sehr vielen größeren Städten abgehalten werden, weisen in großer Anzahl Frauen als Hörerinnen auf, woraus hervorgeht, daß gerade die Hausfrau diesen geistigen Veranstaltungen das größte Interesse entgegenbringt. In neuerer Zeit ist der Rundfunk als Helfer aufgetreten und hat es auch den Frauen in kleineren Städten und auf dem Lande ermöglicht, sich über die bedeutungsvollen Fragen des Lebens und der Wissenschaft zu unterrichten und viele Zuschriften, die den Fachzeitschriften aus Frauenkreisen zu gehen, beweisen, wie dankbar die heutige Frau diesen Weg der geistigen Vervollkommenung begrüßt. Die Frau will heute in jeder Beziehung die Gefährtin des Mannes sein und nicht nur an dem politischen Leben Anteil nehmen, sondern auch die Fähigkeit erlangen, sich mit den geistigen Fragen zu befassen, die ihren Mann beschäftigen. In der Berufstätigkeit, die sie meist als junges Mädchen ausgeübt hat, hat sie oft genug auch Gelegenheit gehabt, den Grundstock zu geistiger Arbeit zu legen. So kommt es, daß die heutigen Frauen von einem Wissensdurst ausgezeichnet sind, der das Wort von der geistigen Hausfrau in jeder Beziehung rechtfertigt.

Leider haben nicht alle Frauen genügend Zeit, um diesen geistigen Bestrebungen nachgehen zu können. Wenn sie sich in günstigen Vermögensverhältnissen befinden, die ihnen die Beschäftigung von Hausangestellten gestatten, kann das Problem der Abstellung der geistigen Not der Frau leicht gelöst werden, da überall neben den Vorträgen des Rundfunks Bücher, Zeitschriften und Zeitungen beschafft werden können, aus denen die Frau alles Wissenswerte erfahren kann. Es ist zu diesem Zwecke nur eine sachgemäße Beweisuung notwendig, damit nicht Themata bearbeitet werden, die schwer verdauliche geistige Nahrung sind und eine große Vorbildung voraussetzen. Die Aufsätze in den Zeitungen sind meist so gehalten, daß sie allgemein verständlich sind und besondere Bildungsvoraussetzungen auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Naturwissenschaften nicht erforderlich machen. Bei einiger Anleitung wird jede Frau selbst das Richtige wählen. Schwieriger ist es allerdings für die Frauen, auf deren Schultern die ganze Last der Hausfrau und Mutter liegt. Diese Frauen sehen sich oft zu ihrem Leidwesen genötigt, auf ihr Bildungsideal Verzicht leisten zu müssen, da die Sorge für die Familie ihnen keine Zeit läßt. In der „Sozialen Frauenschule“ wurde darauf hingewiesen, daß auch für diese Frauen die Möglichkeit der geistigen Fortbildung besteht. Die richtige Einteilung des Stundenplans der Hausfrau und die Rationalisierung der Hausarbeit haben auf diesem Gebiete erfreuliche Erfolge gezeigt und den Hausfrauen die Möglichkeit verschafft, trotz ihrer Pflichtenfülle täglich eine halbe bis eine Stunde für ihre geistige Fortbildung zu erwürben. In jedem Haushalt, der nur auf die Arbeit der Frau angewiesen ist, herrschen besondere Verhältnisse, so daß eine einheitliche Regelung der Arbeitsweise nicht möglich ist. Aber jede geistig interessierte Frau wird einen Weg finden.

Die Furcht des Kindes vor der Schule.

Wieder einmal ist die Zeit da, in der die kleinen A-B-C-Schützen zum ersten Male die Schule betreten, um Unterricht zu nehmen. Dieser Tag ist im Leben des Kindes von größter Bedeutung.

Im allgemeinen gehen die Kleinen mit keinem großen Frohgefühl den ersten Schultage. Sie wissen nicht, was ihnen bevorsteht, das Unbekannte löst in ihnen eine seltsame Bestimmung, ja sogar Furcht aus, und erst, wenn sie sehen, daß ihre Bekundungen grundlos sind, schwindet allmählich die Bangigkeit vor der Schule. Bei manchen Kindern aber wirkt der Gedanke an den ersten Schultage geradezu beläunzend und aufregend. Schuld daran sind einsig und allein die Eltern oder die nächsten Verwandten. Wie oft findet man, daß Mütter oder Tanten, die unfähig sind, Kinder zu erziehen, immer wieder mit der Schule drohen. Man benutzte Lehrer und Lehrerin als ein Schreckmittel, und so macht sich das Kind von ihnen eine völlig verkehrte Vorstellung. Es sind keine Feinde, die jede Gelegenheit ergreifen, um zu strafen.

So zieht in das Herz des Kindes grenzenloses Mißtrauen ein, und mit feindlichen Augen betrachtet es den Lehrer oder die Lehrerin. Die freundlichen gütigen Worte, die die Lehrkraft an die Kleinen A-B-C-Schützen richtet, fallen bei argwöhnischen Kindern auf keinen fruchtbaren Boden. Sie sagen sich instinktiv: hier wird geprügelt. Angstlich verschließen sie ihr Inneres, in ständiger Furcht, daß sie, wenn sie sich offen ausdrücken, bestraft werden.

Keine Lehrkraft, die tiefer in die Gefühle des Kindes eingedrungen ist, wird in den ersten Tagen der Schulleist streng oder hart sein. Sie weiß genau, daß sie erst das Vertrauen der Kleinen gewinnen muß, sie weiß aber auch, daß manche Eltern oder Verwandte ihr einen schweren Stand bereitet haben. Sie sieht es deutlich aus dem Gebaren der Kleinen, sie braucht ihnen nur in die Augen zu schauen und kann ihre Schlüsse daraus ziehen. Da heißt es, tüchtig kämpfen, um das Kindesvertrauen zurückzugewinnen.

Es ist ganz klar, daß Kinder, die in ständiger Angst vor der strafenden Lehrerin leben, nicht so aufnahmefähig sind, wie die Kinder, die diese innere Aufregung nicht mit sich herumtragen. Das Kindergehirn hat in den ersten Tagen der Schulleist so viel Neues in sich aufzunehmen, hat so viel fremde Eindrücke zu verarbeiten, daß es stark überlastet ist. Als Beweis hierfür gilt, daß sehr viele Kinder schon in den ersten Wochen der Schulleist matt, andere sogar krank werden. Die Eltern haben durchaus darauf zu achten, daß ihren Kindern in der ersten Schulleist alles fern gehalten wird, was niederdrückend oder beläunzend auf das Kindergehirn wirken könnte. Kommt nun zu den vielen neuen Schulleistbräuden noch die ständige Angst vor der Lehrkraft, die nervöse Schen, die einem Kindergehirn sehr schadet, so ist von vornherein ein schwerer Fehler begangen worden, der mitunter die schlimmsten Folgen nach sich ziehen kann.

An alle Eltern ist daher die bringende Aufforderung zu richten, benutz die Schule nicht als Schreckmittel. Macht euren Kindern nicht das Herz und der Lehrkraft nicht das Leben schwer. Eine vernünftige Mutter wird vielmehr in ihrem Kinde die Freude großziehen, daß es nun bald zur Schule kommen darf, und daß dort liebe und freundliche Menschen dafür sorgen, daß es bald alle die schönen Verschen, die in den Bilderbüchern stehen, selbst lesen kann. Auch die Briefe an die Großmutter und die Tanten wird es selbst schreiben lernen, wenn es gut acht gibt. Und für all diese Mühe, die sich die Lehrkraft mit ihm gibt, muß es artig und dankbar sein. In jedem normalen Kinde wird bei solchen Vorstellungen eine starke Lernliebe aufkeimen, denn welcher Bubbe, welches Mädel trübt nicht gerne auf Papier.

Kinder, bei denen so vorgearbeitet wird, sind stets die besten Schüler gewesen, und das Verhältnis zwischen ihnen und der Lehrkraft war stets ein harmonisches. Die Mutter muß Hand in Hand mit der Schule arbeiten und muß den Verneker des Kindes weiter anstacheln, sie darf vor allem niemals Ungünstiges über die Lehrkraft von vornherein klar zu machen wissen, daß die Schule der einsige Ort ist, der aus dem Kinde einen wackeren Menschen zu machen versteht. Dann wird für das Kind der erste Schultage ein Freudentag sein, und es tritt an diesen neuen Lebensabschnitt mit Lust, Eifer und Liebe heran.

Magda Troll.